

suhrkamp



Isabel Allende

FORTUNAS
TOCHTER *Roman*



Fortunas Tochter erzählt die bewegte Geschichte der Eliza Sommers, einer lebenshungrigen jungen Frau, die zwischen zwei Kulturen lebt und einen abenteuerlichen Weg geht. Als chilenisches Findelkind in der Obhut einer englischen Familie aufgewachsen, bricht sie, kaum 17jährig, aus ihrer wohlbehüteten Welt aus und stürzt sich auf der Suche nach ihrem Geliebten in die Wirren des kalifornischen Goldrauschs.

»Das Buch hat einen Charme, der verführt.« Stuttgarter Zeitung

Isabel Allende, 1942 geboren, hat ab ihrem achtzehnten Lebensjahr als Journalistin in Chile gearbeitet. Nach Pinochets Militärputsch ging sie 1973 ins Exil, wo sie ihren Weltbestseller Das Geisterhaus schrieb. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Kalifornien.

Zuletzt erschienen im Suhrkamp Verlag die Romane Mayas Tagebuch (2012) und Die Insel unter dem Meer (2010).

Isabel Allende
Fortunas Tochter

Roman
Aus dem Spanischen von
Lieselotte Kolanoske

Suhrkamp

*Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
Hija de la fortuna
bei Plaza & Janés, Barcelona. © Isabel Allende, 1998.*

Umschlagillustration: © RHS, Lindley Library

*eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2012
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn
Umschlag: cornelia niere, münchen*

*eISBN 978-3-518-73475-9
www.suhrkamp.de*

Fortunas Tochter

ERSTER TEIL
1843-1848

Valparaíso

Jeder Mensch wird mit einer besonderen Begabung geboren, und Eliza Sommers entdeckte frühzeitig, daß sie über deren zwei verfügte: einen guten Geruchssinn und ein gutes Gedächtnis. Die erste war ihr nützlich, ihr Brot damit zu verdienen, und die zweite, um sich zu erinnern, wenn auch nicht mit größter Genauigkeit, so doch zumindest poetisch astrologisch verschwommen. Was man vergißt, scheint nie gewesen zu sein, aber sie hatte viele wirkliche oder trügerische Erinnerungen, und das war, als hätte man zweimal gelebt. Sie sagte oft zu ihrem treuen Freund, dem weisen Tao Chi'en, ihr Gedächtnis sei wie der Schiffsbauch, in dem sie sich kennengelernt hatten, geräumig und dümmrig und voll von Kisten, Fässern und Säcken, in denen sich die Geschehnisse ihres ganzen Daseins häuften. Im Wachen fiel es ihr nicht leicht, in dem riesigen Durcheinander etwas zu finden, aber es gelang ihr immer im Schlaf, wie Mama Fresia es sie gelehrt hatte in den süßen Jahren ihrer Kindheit, als die Konturen der Wirklichkeit nur mit einem blassen Strich gezeichnet waren. Sie betrat den Raum ihrer Träume durch einen oft gegangenen Weg und kehrte mit äußerster Behutsamkeit zurück, damit die zarten Gesichte nicht am harten Licht des Bewußtseins zerschellten. Sie vertraute auf dieses Mittel, wie andere an Zahlen glauben, und hatte die Kunst des Erinnerns so sehr verfeinert, daß sie Miss Rose sehen konnte, wie sie sich über den Marseiller Seifenkarton beugte, der ihr, Elizas, erstes Bettchen gewesen war.

»Daran kannst du dich unmöglich erinnern, Eliza. Neugeborene sind wie Katzen, sie haben weder Gefühle noch ein Gedächtnis«, beharrte Miss Rose bei den seltenen Malen, wo sie über dieses Thema sprachen.

Dennoch, diese Frau, die da auf sie heruntergesehen hatte in ihrem topasfarbenen Kleid, ein paar aus dem Haarknoten gelöste Strähnen im Wind wehend, war in Elizas Gedächtnis eingegraben, deshalb konnte sie nicht hinnehmen, was ihr zu ihrer Herkunft erzählt wurde.

»Du hast englisches Blut, genau wie wir«, versicherte ihr Miss Rose, als Eliza alt genug war, zu verstehen. »Nur jemand aus der britischen Kolonie

konnte es sich einfallen lassen, dich in einem Korb vor der Tür der British Trading Company abzustellen. Derjenige hat bestimmt gewußt, was mein Bruder Jeremy für ein gutes Herz hat, und konnte sich denken, daß er dich aufnehmen würde. Zu jener Zeit war ich ganz verrückt danach, ein Kind zu haben, und da fielst du mir in die Arme, vom Herrgott geschickt, damit du nach den soliden Prinzipien des protestantischen Glaubens und der englischen Sprache erzogen werdest.«

»Engländerin, du? Kind, bild dir bloß nichts ein, du hast Indiohaar, genau wie ich«, widersprach Mama Fresia hinter dem Rücken ihrer Dienstherrin. Elizas Abstammung war tabu in diesem Hause, und das Kind gewöhnte sich an das Geheimnis. Wie auch andere heikle Themen erwähnte sie es nie vor Rose und Jeremy Sommers, besprach es aber flüsternd in der Küche mit Mama Fresia, die unerschütterlich an ihrer Beschreibung des Seifenkartons festhielt, während Miss Roses Lesart mit den Jahren immer blumiger ausgeschmückt wurde, bis sie sich in ein Feenmärchen verwandelte. Danach war der Korb, nunmehr im Kontor gefunden, aus feinstem Weidengeflecht gefertigt und mit Batist gefüttert, Elizas Hemdchen war bestickt und die Bettwäsche mit Brüsseler Spitze gesäumt, darüber war zudem eine Decke aus Nerz gebreitet, eine in Chile noch nie gesehene Extravaganz. Mit der Zeit kamen noch sechs in ein seidenes Taschentuch gewickelte Goldmünzen hinzu sowie ein Kärtchen, auf dem in englischer Sprache versichert wurde, dieses Kind sei, wiewohl unehelich, doch von sehr guter Abstammung, aber Eliza bekam nichts davon je zu Gesicht. Der Nerz, die Münzen und das Kärtchen waren passenderweise verschwunden, und von Elizas Herkunft blieb keine Spur. Mama Fresias Fassung jedoch kam ihren eigenen Erinnerungen schon sehr viel näher: als sie eines März Morgens, der chilenische Herbst hatte schon begonnen, die Tür öffneten, fanden sie ein Neugeborenes weiblichen Geschlechts, das nackt in einem Karton lag.

»Von wegen Nerzdeckchen und Goldmünzen! Ich war dabei, und ich weiß es noch sehr gut. Du lagst bibbernd vor Kälte in einer Männerweste, nicht einmal eine Windel hatten sie dir umgewickelt, und du warst von oben bis unten vollgekackt. Du warst ein wertloses kleines Nichts, rot wie eine gekochte Languste, mit ein bißchen Flaum auf dem Kopf. Das warst du.

Mach dir nichts vor, du bist nicht als Prinzessin geboren, und wenn du damals schon so schwarzes Haar gehabt hättest wie jetzt, hätte die Herrschaft dich mitsamt dem Karton in den Müll geschmissen«, beharrte Mama Fresia.

Wenigstens stimmten alle darin überein, daß das Kind am 15. März 1832 in ihr Leben eingezogen war, eineinhalb Jahre nach der Ankunft der Sommers in Chile, und deshalb ernannten sie dieses Datum zu Elizas Geburtstag. Das übrige war ein Haufen Widersprüche, und Eliza kam endlich zu dem Schluß, es lohne nicht, darin herumzustochern, denn was auch immer die Wahrheit sein mochte, zu ändern war jetzt doch nichts mehr. Wichtig ist, was einer tut in dieser Welt, nicht, wie er darauf gekommen ist, sagte sie oft zu Tao Chi'en, aber dem konnte er nicht zustimmen, ihm war es unmöglich, sich sein eigenes Leben getrennt von der langen Reihe seiner Vorfahren vorzustellen, die nicht nur zu seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften beigetragen, sondern ihm auch das Karma vererbt hatten. Sein Schicksal, glaubte er, war bestimmt durch die Handlungen der Anverwandten, die vor ihm gelebt hatten, deshalb mußte man sie mit täglichen Gebeten ehren und sie fürchten, wenn sie einem in gespenstischer Gewandung erschienen, um ihre Rechte einzufordern. Tao Chi'en konnte die Namen all seiner Ahnen hersagen bis zu den fernsten und verehrungswürdigsten Ururgroßvätern, die schon weit mehr als ein Jahrhundert tot waren. Seine größte Sorge in der Zeit des Goldfiebers war es, zum Sterben in sein Dorf in China zurückzukehren, um neben den Seinen bestattet zu werden; andernfalls würde seine Seele ewig ziellos auf fremder Erde umherirren. Eliza liebäugelte natürlich mit der Geschichte des reizenden Körbchens – kein Mensch mit gesundem Verstand möchte gern in einem gewöhnlichen Seifenkarton auftauchen –, aber der Wahrheit zu Ehren konnte sie sie nicht anerkennen. Ihre feine Hühnerhundnase erinnerte sich sehr gut an den ersten Geruch in ihrem Leben – es war nicht der von sauberer Batistbettwäsche, sondern von Wolle, Männerschweiß und Tabak. Der zweite war deftiger Ziegengestank.

Eliza konnte vom Balkon ihrer Adoptiveltern auf den Pazifischen Ozean sehen. Das Haus, auf dem Hang eines Hügel hoch über dem Hafen von

Valparaíso erbaut, wollte ursprünglich den damals in London bevorzugten Georgian Style nachahmen, aber das schwierige Gelände, das Klima und das Leben in Chile überhaupt zwangen die Sommers, wesentliche Veränderungen vorzunehmen, und das Ergebnis war eine Monstrosität. Im Patio wuchsen wie Geschwülste mehrere fensterlose Schuppen mit Stahltüren, wo Jeremy Sommers die wertvollere Fracht seiner Gesellschaft lagerte, Dinge, die in den Läden am Hafen zu verschwinden pflegten.

»Dies ist ein Land der Diebe, nirgendwo auf der Welt muß die Firma so viel Geld verschleudern, um die Ware zu versichern, wie hier. Alles stehlen sie, und was man vor diesen Gaunern rettet, das wird im Winter überschwemmt oder verbrennt im Sommer, oder ein Erdbeben quetscht es platt«, wiederholte er jedesmal, wenn die Maultiergespanne neue Bündel herankarrten, damit sie im Patio seines Hauses abgeladen wurden.

Weil Eliza so oft am Fenster saß, um aufs Meer hinauszusehen und die Schiffe und die Wale am Horizont zu zählen, redete sie sich schließlich ein, sie sei die Tochter eines Schiffbrüchigen und nicht das Kind einer unnatürlichen Mutter, die fähig gewesen war, ihr nacktes Neugeborenes in der Ungewißheit eines Märztages zu verlassen. Sie schrieb in ihr Tagebuch, ein Fischer habe sie am Strand zwischen den Wrackresten eines gescheiterten Schiffes gefunden, habe sie in seine Weste gewickelt und vor dem größten Haus des englischen Viertels niedergelegt. Mit den Jahren kam sie zu dem Schluß, diese Geschichte sei ganz und gar nicht übel: immer hängt dem, was das Meer wiedergibt, etwas Poetisches und Geheimnisvolles an. Wenn der Ozean sich zurückzöge, würde der preisgegebene sandige Grund eine weite, nasse Wüste sein, übersät mit Sirenen und sterbenden Fischen, sagte John Sommers, der Bruder von Jeremy und Rose, der alle Meere dieser Erde befahren hatte und sehr lebendig beschrieb, wie das Wasser in einer tiefen, friedhöflichen Stille zurücktrat, um sich dann in eine einzige riesige Woge zu verwandeln, die alles auf ihrem Wege mitriß. Entsetzlich, erklärte er, aber wenigstens habe man Zeit, sich auf die Anhöhen zu flüchten, bei Erdbeben dagegen kündigten die Kirchenglocken die Katastrophe erst an, wenn alle Welt schon aus den Trümmern zu kriechen versuche.

Zu der Zeit, als Eliza auftauchte, war Jeremy Sommers dreißig Jahre alt und hatte begonnen, sich in der British Trading Company eine brillante Zukunft zu erarbeiten. In den Kreisen der Geschäftsleute und Bankiers genoß er den Ruf eines Ehrenmannes: sein Wort und ein Händedruck galten soviel wie ein unterschriebener Vertrag, ein unschätzbare Vorzug bei jeder Transaktion, denn die Bestätigungsschreiben brauchten Monate, um die Ozeane zu überqueren. Für ihn, der kein Vermögen besaß, war sein guter Name wichtiger als das Leben selbst. Unter Opfern war es ihm gelungen, einen sicheren Posten in dem fernen Hafen von Valparaíso zu erlangen, und das letzte, was er sich in seinem wohlgeordneten Dasein gewünscht hätte, war ein neugeborener Säugling, der ihn in seinen Gewohnheiten stören würde, aber als Eliza ihnen ins Haus fiel, konnte er nicht anders, er mußte sie aufnehmen, denn seine Schwester Rose war von dem kleinen Ding einfach nicht abzubringen, und so gab er nach.

Damals war Rose gerade erst zwanzig, aber sie war bereits eine Frau mit Vergangenheit, und ihre Aussichten, noch eine gute Partie zu machen, waren gering. Andererseits hatte sie ihre Schlüsse gezogen und entschieden, eine Ehe wäre, selbst im günstigsten Fall, ein schlechtes Geschäft für sie; bei ihrem Bruder Jeremy genoß sie eine Unabhängigkeit, die ein Ehemann ihr nie zugestehen würde. Sie hatte es geschafft, sich ihr Leben angenehm einzurichten, und ließ sich vom Stigma der Sitzengebliebenen nicht schrecken, im Gegenteil, sie war entschlossen, der Neid aller Ehefrauen zu werden trotz der gängigen Überzeugung, daß den unweiblichen Geschöpfen, die sich von ihrer Rolle als Gattin und Mutter abwandten, ein Schnurrbart wuchs wie den Blaustrümpfen; aber sie hätte gern Kinder gehabt, und das war der einzige Kummer, den sie auch durch noch so viele Manöver der Einbildungskraft nicht in einen Sieg verwandeln konnte. Manchmal träumte sie, die Wände ihres Zimmers wären voller Blut, Blut tränkte den Teppich, Blut spritzte bis hinauf zur Decke, und mitten darin sie, nackt und bis zum Wahnsinn verwirrt einen Salamander gebärend. Sie erwachte schreiend und war den ganzen Tag verstört, ohne sich von dem Alldruck lösen zu können. Jeremy beobachtete sie, sorgte sich um ihre Nerven und fühlte sich schuldig, weil er sie so weit von England mit fortgeschleppt hatte, obwohl er sich eine

gewisse Befriedigung über das Arrangement, das sie getroffen hatten, nicht versagen konnte. Da der Gedanke an eine Ehe sein Herz nie berührt hatte, löste Roses Anwesenheit die häuslichen und die gesellschaftlichen Probleme, zwei wichtige Gesichtspunkte seiner Karriere. Seine Schwester wirkte ausgleichend auf seine introvertierte und einsiedlerische Natur, deshalb ertrug er gutwillig ihre wechselnden Launen und ihre unnötigen Ausgaben. Als Eliza auftauchte und Rose darauf bestand, sie zu behalten, wagte Jeremy nicht, sich zu widersetzen oder kleinliche Bedenken zu äußern, und verlor großmütig alle um das Großziehen des Kindes geführten Kämpfe. Das begann, als es darum ging, ihm einen Namen zu geben.

»Sie wird Eliza heißen wie unsere Mutter und unseren Familiennamen tragen«, entschied Rose, nachdem sie den winzigen Findling gefüttert, gebadet und in ein Umschlagtuch gehüllt hatte.

»Auf keinen Fall, Rose! Was glaubst du wohl, was die Leute sagen werden!«

»Das erledige ich. Die Leute werden sagen, du bist ein Heiliger, weil du dieses arme Waisenkind aufnimmst, Jeremy. Es gibt kein schlimmeres Schicksal, als keine Familie zu haben. Was würde aus mir, wenn ich nicht einen Bruder wie dich hätte?« erwiderte sie, sich wohl bewußt, wie sehr ihm schon vor einem Anflug von Sentimentalität graute.

Der Klatsch war unvermeidlich, auch damit mußte sich Jeremy Sommers abfinden, wie er es auch hinnahm, daß die Kleine den Namen seiner Mutter erhielt, in den ersten Jahren im Zimmer seiner Schwester schlief und für Trubel im Haus sorgte. Rose verbreitete das unglaubliche Märchen von dem prächtigen Körbchen, das unbekannte Hände in das Kontor der British Trading Company gestellt hatten, und keiner schluckte es, aber da auch keiner ihr einen Fehltritt nachweisen konnte – denn man sah und hörte sie jeden Sonntag beim anglikanischen Gottesdienst, und ihre überschlanke Taille spottete allen Gesetzen einer schwangeren Anatomie –, sagten sie schließlich, das Baby sei wohl einem Verhältnis ihres Bruders mit irgendeinem Flittchen entsprungen und deshalb zögen sie es als Tochter der Familie auf. Jeremy machte sich nicht die Mühe, dem boshaften Gerede entgegenzutreten. Das unvernünftige Treiben von Kindern verwirrte ihn,

aber Eliza brachte es fertig, ihn zu erobern. Wiewohl er es nicht zugab, sah er sie doch gern zu seinen Füßen spielen, wenn er sich abends in seinen Sessel setzte, um die veraltete Zeitung aus London zu lesen. Freilich gab es keine Bekundungen der Zuneigung zwischen ihnen beiden, er versteifte sich schon vor der bloßen Möglichkeit, eine mitfühlende Hand zu reichen, die Vorstellung einer innigen Berührung stürzte ihn in Panik.

Als an jenem 15. März das Neugeborene im Haus der Sommers erschien, meinte Mama Fresia, die das Amt einer Köchin und Haushälterin versah, sie müßten es sich vom Halse schaffen. »Wenn die eigene Mutter es im Stich gelassen hat, dann weil es verflucht ist, und da ist es sicherer, es gar nicht erst anzufassen«, sagte sie, aber gegen den Beschluß ihrer Dienstherrin konnte sie nichts machen.

Kaum hatte Rose das kleine Geschöpf auf den Arm genommen, fing es aus vollem Halse so zu schreien an, daß es durchs ganze Haus drang. Außerstande, es zu beruhigen, machte Rose ihm ein behelfsmäßiges Bettchen in einer Schublade ihrer Kommode und deckte es zu, worauf sie Hals über Kopf davonstürzte, um eine Amme zu suchen. Sie kehrte sehr bald mit einer Frau zurück, die sie auf dem Markt aufgetan hatte, ihr war nur nicht eingefallen, sie sich genauer anzusehen, ihr genügten die großen Brüste, die fast die Bluse sprengten, um sie eiligst einzustellen. Sie erwies sich als eine etwas zurückgebliebene Frau vom Lande, die mit ihrem Säugling das Haus betrat, einem armen Würmchen und genauso schmutzig wie seine Mutter. Sie mußten das Kleine lange in warmem Wasser einweichen, um den Dreck abzulösen, der ihm den Hintern verklebte, und die Frau tauchten sie in einen Bottich mit Seifenlauge, um sie von den Läusen zu befreien. Die beiden Säuglinge, Eliza und das Söhnchen der Frau, fielen von einer Kolik in die andere, sie litten an einer biliösen Diarrhöe, wie der Hausarzt sagte, gegen die er ebenso machtlos war wie der deutsche Apotheker. Überwältigt vom Wimmern der Kinder, das nicht nur vom Hunger herrührte, sondern auch von Schmerzen oder vielleicht von Traurigkeit, weinte Miss Rose mit ihnen. Am dritten Tag endlich mischte Mama Fresia sich widerwillig ein.

»Sehen Sie nicht, daß diese Frau ganz vergammelte Brustwarzen hat? Kaufen Sie eine Ziege, um die Kleine zu füttern, und geben Sie ihr einen Tee aus Zimtrinde; und machen Sie schnell, denn wenn Sie das bis Freitag nicht schaffen ...« Sie wandte sich mürrisch brummelnd ab.

Damals konnte Miss Rose das Spanische nur eben radebrechen, aber das Wort »Ziege« verstand sie, schickte sogleich den Kutscher los, eine zu kaufen, und entließ die Amme. Kaum war das Tier zur Stelle, legte Mama Fresia, die erfahrene India, Eliza schlankweg unter das volle Euter, zum Entsetzen von Miss Rose, die noch nie etwas so Ordinäres und Ekliges gesehen hatte, aber die warme Milch und die Zimtaufgüsse brachten schnell Linderung, die Kleine hörte auf zu weinen, schlief sieben Stunden hintereinanderweg und wachte schmatzend auf. Nach wenigen Tagen zeigte sie den friedlichen Gesichtsausdruck gesunder Säuglinge und nahm offensichtlich an Gewicht zu. Miss Rose kaufte ein Fläschchen, als sie merkte, daß Eliza, wenn die Ziege im Patio meckerte, schnüffelnd die Zitzen suchte. Sie wollte das Kind nicht mit der verqueren Vorstellung aufwachsen sehen, dieses Tier sei seine Mutter. Die glücklich überstandenen Koliken gehörten zu den wenigen Kinderkrankheiten, die Eliza durchmachen mußte, die übrigen erlagen den Kräutern und Beschwörungen Mama Fresias schon bei den ersten Anzeichen, einschließlich der grausamen Seuche der afrikanischen Masern, die ein griechischer Matrose nach Valparaíso eingeschleppt hatte. Solange die Gefahr andauerte, packte Mama Fresia der Kleinen für die Nacht ein Stück rohes Fleisch auf den Bauch und band es mit einem Tuch aus roter Wolle darauf fest, ein geheimes Naturheilmittel, um die Ansteckung zu verhindern.

In den folgenden Jahren machte Miss Rose Eliza zu ihrem Spielzeug. Sie verbrachte vergnügt ganze Stunden damit, sie singen und tanzen zu lehren, sagte ihr Gedichte vor, die das kleine Mädchen mühelos im Gedächtnis behielt, flocht ihr Zöpfe und zog ihr wunderhübsche Kleidchen an, aber kaum tauchte eine andere Zerstreung auf oder ihre Kopfschmerzen meldeten sich, schickte sie sie in die Küche zu Mama Fresia. Das Kind wuchs auf zwischen dem Nähstübchen und den rückwärtigen Hofräumen, sprach Englisch in einem Teil des Hauses und im anderen eine Mischung aus Spanisch und Mapuche, der Indiosprache ihrer Kinderfrau, war den einen

Tag angezogen wie eine kleine Herzogin und spielte den andern Tag barfuß und mit einer Schürze nur dürftig bekleidet mit den Hühnern und den Hunden. Miss Rose präsentierte sie auf ihren musikalischen Abendgesellschaften, nahm sie in der Kutsche mit zur Schokolade in der besten Konditorei, zu Einkäufen oder zum Anschauen der Schiffe im Hafen, aber ebenso konnte sie auch mehrere Tage hintereinander damit verbringen, tief versunken in ihre geheimnisvollen Hefte zu schreiben oder einen Roman zu lesen, ohne an ihren Schützling zu denken. Wenn ihr dann Eliza wieder einfiel, sprang sie schuldbewußt auf und lief, sie zu suchen, überschüttete sie mit Küssen, stopfte sie mit Näschiereien voll, zog ihr wieder ihren Puppenputz an und fuhr mit ihr spazieren. Sie bemühte sich, ihr eine so umfassende Bildung wie nur möglich zukommen zu lassen, ohne die einer Señorita angemessenen Fertigkeiten zu vernachlässigen. Als Eliza einmal wütend mit dem Fuß aufstampfte – es ging um das Üben einer Klavierlektion –, packte sie sie beim Arm, und ohne auf den Kutscher zu warten, zerrte sie sie eine Meile hügelabwärts zu einem Kloster. Über dem schweren, mit Eisen beschlagenen Eichenportal las man die unter dem salzigen Seewind verblaßten Worte: »Haus der Findelkinder«.

»Sei froh und dankbar, daß mein Bruder und ich dich aufgenommen haben. Hier werden die unehelichen und die ausgesetzten Kinder untergebracht. Möchtest du etwa gerne hierher?«

Stumm schüttelte das Kind den Kopf.

»Dann ist es wohl besser, du lernst Klavierspielen wie ein braves Mädchen. Hast du mich verstanden?«

Eliza lernte Klavierspielen, zwar ohne Talent oder Feingefühl, aber durch »immer tüchtig üben« konnte sie mit zwölf Jahren Miss Rose auf den musikalischen Abendgesellschaften begleiten. Diese Fertigkeit ging ihr nie verloren, obwohl sie sie lange Zeit nicht ausübte, und manches Jahr später konnte sie sich damit in einem Wanderbordell ihr Brot verdienen, ein Ziel, das freilich Miss Rose nie in den Sinn gekommen war, als sie sich bemühte, ihr die edle Kunst der Musik beizubringen.

Viele Jahre später, an einem der stillen Nachmittage, an denen Eliza mit ihrem Freund Tao Chi'en plaudernd und chinesischen Tee trinkend in dem

lieblichen Garten saß, um den sie sich beide kümmerten, kam sie zu dem Schluß, daß jene absonderliche Engländerin eine sehr gute Mutter gewesen war, und sie war ihr dankbar für die großen inneren Freiräume, die sie ihr gewährt hatte. Mama Fresia war die zweite Stütze ihrer Kindheit. Sie hingte sich an ihre weiten schwarzen Röcke, leistete ihr bei den häuslichen Arbeiten Gesellschaft und machte sie nebenbei verrückt mit tausend Fragen. So wurde sie mit Legenden und Mythen der Indios vertraut, lernte die Merkmale der Tiere und die Sturmzeichen des Meeres kennen ebenso wie die Gewohnheiten der Geister und die Botschaften der Träume, und lernte sogar kochen. Dank ihrem unfehlbaren Geruchssinn war sie imstande, mit geschlossenen Augen Zutaten, Kräuter und Gewürze zu unterscheiden und sich augenblicklich zu erinnern – genau wie sie Gedichte im Gedächtnis behielt –, welche man wozu verwendete. Schon bald verloren die komplizierten einheimischen Gerichte Mama Fresias und die leckere Kuchenbäckerei von Miss Rose ihr Geheimnis. Sie besaß eine seltene kulinarische Begabung, und als Siebenjährige konnte sie, ohne sich zu ekeln, einer Ochsenzunge die Haut abziehen oder ein Huhn ausnehmen, konnte den Teig für zwanzig Empanadas kneten, ohne zu ermüden, und ganze Stunden mit dem Aushülsen von Bohnen verbringen, während sie mit offenem Mund den grausamen Indiolegenden Mama Fresias lauschte oder ihren farbigen Darstellungen vom Leben der Heiligen.

Rose und ihr Bruder John waren von ihrer Kindheit an unzertrennlich gewesen. Sie strickte im Winter Pullover und Strümpfe für den Kapitän, und er scheute keine Mühe, um ihr von jeder Fahrt Koffer voller Geschenke mitbringen zu können und große Kisten mit Büchern, von denen mehrere unter Verschuß in Roses Schrank verwahrt wurden. Jeremy, als Hausherr und Haupt der Familie, war befugt, den Briefwechsel seiner Schwester einzusehen, ihr Tagebuch zu lesen und Zweitschlüssel für ihre Möbel zu verlangen, aber er zeigte keinerlei Neigung, das zu tun. Jeremys und Roses familiäre Beziehung war auf Zuverlässigkeit gegründet, sie hatten wenig gemein außer der gegenseitigen Abhängigkeit, die ihnen bisweilen wie eine geheime Form des Hasses erschien. Jeremy kam für die Lebenshaltung auf, aber er finanzierte weder ihre kapriziösen Einfälle, noch fragte er, woher das Geld dafür stammte, er nahm an, daß John es ihr gab. Rose ihrerseits führte

den Haushalt tatkräftig und mit Stil, ihre Buchführung war stets in Ordnung, und sie belästigte ihn nicht mit läppischen Kleinigkeiten. Sie besaß einen guten, sicheren Geschmack, brachte Glanz in ihrer beider Leben und widerlegte mit ihrer Gegenwart den in jenen Ländern weit verbreiteten Glauben, daß einem Mann ohne Familie nicht zu trauen sei.

»Die Natur des Mannes ist roh und ungesittet; die Bestimmung der Frau ist es, die moralischen Werte zu bewahren und auf den guten Lebenswandel zu achten«, behauptete Jeremy.

»Ach Bruder! Du und ich, wir wissen doch, daß meine Natur ungesitteter ist als deine«, spöttelte Rose.

Jacob Todd, ein gewinnender Rotschopf mit der schönsten Predigerstimme, die man in diesen Breiten je gehört hatte, ging 1843 in Valparaíso an Land, in seinem Gepäck dreihundert Exemplare der Bibel auf spanisch. Niemand wunderte sich über sein Kommen: er war halt ein Missionar mehr unter den vielen, die überall herumwanderten und den protestantischen Glauben predigten. In seinem Fall jedoch war die Reise aus schierer Abenteuerlust geboren und nicht aus religiösem Eifer. Mit der nicht unüblichen Großsprecherei des Lebemanns, der zuviel Bier im Leibe hat, wettete er an einem Spieltisch in seinem Londoner Club, er könne Bibeln an jedem Punkt des Planeten verkaufen. Seine Freunde banden ihm die Augen zu, ließen einen Globus kreisen, und sein Finger fiel auf eine Kolonie des spanischen Königreiches, die verloren auf der unteren Hälfte der Erde lag, wo keiner der fröhlichen Zechkumpane menschliches Leben vermutete. Er stellte bald fest, daß der Globus etwas ältlich war, die Kolonie war schon seit über dreißig Jahren unabhängig und war nun die stolze Republik Chile, ein katholisches Land, wo die protestantischen Ideen keinen Eingang fanden, aber die Wette stand, und er war nicht gesonnen, sich zu drücken. Er war Junggeselle ohne zarte oder berufliche Bindungen, und das Verrückte einer solchen Reise zog ihn mächtig an. Bedenkt man die drei Monate für die Hinfahrt und weitere drei Monate für die Rückkehr, immerhin ging es über zwei Ozeane, dann war das ein Plan von langem Atem. Bejubelt von seinen Freunden, die ihm ein

tragisches Ende unter den Händen der Papisten jenes unbekanntes barbarischen Landes prophezeiten, und mit der finanziellen Unterstützung durch die Bibelgesellschaft Britanniens und des Auslandes, die ihm die Bibeln zur Verfügung stellte und die Passage bezahlte, machte er sich auf die lange Schiffsreise mit Kurs auf Valparaíso. Der Wette zufolge mußte er die Bibeln verkaufen und binnen einem Jahr mit unterschriebener Quittung für jede einzelne zurückkommen. In den Archiven der Bibliothek hatte er Briefe von berühmten Männern, von Seeleuten und von Kaufleuten gelesen, die in Chile gewesen waren und über eine Mestizenbevölkerung von wenig mehr als einer Million Seelen berichteten und über eine fremdartige Geographie mit eindrucksvollen Gebirgen, schroffen Küsten, fruchtbaren Tälern, Wäldern mit uralten Bäumen und im ewigen Eis erstarrten Gebieten. Es stand in dem Ruf, in religiösen Dingen das unduldsamste Land des ganzen amerikanischen Kontinents zu sein, wie alle versicherten, die es besucht hatten. Trotzdem hatten fromme Missionare sich berufen gefühlt, den Protestantismus zu verbreiten, und ohne ein Wort Spanisch oder Indiosprache zu können, waren sie bis nach Patagonien gekommen, wo das Festland sich in einen Rosenkranz von Inseln auflöst. Manche starben vor Hunger oder Kälte oder, wie man argwöhnte, aufgeessen von ihren eigenen Glaubensschäferchen. In den Städten hatten sie genausowenig Erfolg. Die Gastfreundschaft, die den Chilenen heilig ist, war stärker als die religiöse Intoleranz, und aus Höflichkeit erlaubten sie ihnen, zu predigen, beachteten sie aber nicht sonderlich. Wenn sie die Vorträge der wenigen Pastoren besuchten, taten sie das mit der gleichen Einstellung, mit der sie zu einem beliebigen Spektakel gingen, und waren höchlich belustigt von ihrer Besonderheit, Ketzer zu sein. Aber nichts von alledem konnte Jacob Todd entmutigen, denn er kam ja nicht als Missionar, sondern als Bibelverkäufer.

In den Archiven der Bibliothek erfuhr er, daß Chile seit seiner Unabhängigkeitserklärung 1810 den Einwanderern die Tore geöffnet hatte, und sie kamen zu Hunderten und ließen sich in dem schmalen Land nieder, das in seiner ganzen Länge vom Pazifischen Ozean bespült wird. Die Engländer machten schnell ihr Glück als Handelsleute und Schiffsausrüster; viele brachten ihre Familien mit und blieben. Sie bildeten eine kleine Nation

innerhalb des Staates mit ihren Bräuchen, Gottesdiensten, Zeitungen, Clubs, Schulen und Krankenhäusern, aber sie taten es mit so viel Anstand, daß sie, weit davon entfernt, Mißtrauen zu erregen, als Muster an Höflichkeit und Bildung angesehen wurden. Sie machten Valparaíso zu einem ihrer Stützpunkte, um den Überseehandel auf dem Pazifik zu kontrollieren, und so wurde aus einem in den Anfängen der Republik ärmlichen Häuserhaufen ohne Zukunft in weniger als zwanzig Jahren ein wichtiger Hafen, den die Segelschiffe anliefen, die um das Kap Horn herum aus dem Atlantik kamen, und später die Dampfschiffe, die durch die enge Magalhãesstraße fuhren. Valparaíso war das Handelszentrum des Pazifiks, in seinen Lagerhäusern waren Metalle, Wolle vom Schaf oder vom Alpaka, Getreide und Leder für die Märkte der Welt gespeichert.

So war es jedesmal eine Überraschung für den müden Reisenden, wenn Valparaíso in Sicht kam. Da lagen über hundert Schiffe mit Flaggen aus der halben Welt im Hafen. Die Berge mit den verschneiten Gipfeln schienen so nah, als stiegen sie geradewegs aus einem tintenblauen Meer auf, dem ein Duft nach Sirenen zu entströmen schien. Daß unter diesem Schein von tiefem Frieden eine ganze Stadt voller versunkener spanischer Segelschiffe lag und Skelette von Patrioten, die von den Soldaten des Statthalters mit Felssteinen an den Fußknöcheln ertränkt worden waren – Jacob Todd wollte es nicht wahrhaben.

Das Schiff ging in der Bucht vor Anker, zwischen Tausenden von Möwen, die mit ihren kraftvollen Flügeln und ihren hungrigen Schreien die Luft aufwirbelten. Fischerkähne tanzten auf den Wellen, einige mit riesigen noch lebenden Meeraalen und Seebarschen beladen, die an der Luft verzweifelt zappelten. Mehrere Boote beförderten die Passagiere und die Fracht des Seglers an Land. Als er zwischen Seeleuten, Stauern, Mitreisenden, Eseln und Schubkarren auf den Kai stieg, war er in einer Stadt angekommen, die, von steilen Hügeln wie ein Amphitheater umschlossen, ebenso dicht bevölkert und schmutzig war wie viele namhafte europäische Städte auch.

Architektonisch jedoch kam sie ihm vor wie selbstmörderischer Schwachsinn mit ihren Häusern aus Luftziegeln und Holz in den viel zu engen Straßen – der kleinste Brand konnte sie in wenigen Stunden in Asche verwandeln. Eine

von zwei geschundenen Pferden gezogene Kutsche brachte ihn und die Koffer und Kisten seines Gepäcks zum Hotel Inglés. Er fuhr vorbei an Gebäuden, die sehr hübsch um einen Platz herum gebaut waren, vorbei an mehreren eher plumpen Kirchen und an einstöckigen Wohnhäusern, die von großen Gärten umgeben waren. Er schätzte die Stadt auf etwa hundert Häuserblocks, aber er sah bald, daß sie den Blick täuschte, sie war ein Labyrinth von Gassen und Passagen. In der Ferne erspähte er ein Fischerviertel mit ärmlichen, dem scharfen Seewind ausgesetzten Hütten, neben denen Netze wie riesige Spinnweben hingen, und dahinter lagen fruchtbare Felder, die mit Gemüse und Obstbäumen bepflanzt waren. Sie begegneten Kutschen, die so modern waren wie die in London, Landauern, Droschken und Kaleschen, auch von zerlumpten Kindern gelenkten Maultiergespannen und von Ochsen gezogenen Karren mitten im Zentrum der Stadt. An den Straßenecken bettelten Mönche und Nonnen zwischen streunenden Hunden und verirrt Hühnern um Almosen für die Armen. Er beobachtete einige Frauen, beladen mit Beuteln und Körben, die Kinder am Rockzipfel, barfuß, aber mit schwarzem Tuch um den Kopf, und er sah viele Männer mit kegelförmigen Hüten müßig auf Türschwellen sitzen oder in Gruppen schwatzen.

Eine Stunde nachdem er an Land gegangen war, saß Jacob Todd in dem eleganten Salon des Hotel Inglés, rauchte aus Kairo importierte schwarze Zigaretten und blätterte in einer britischen Zeitschrift, deren Neuigkeiten ziemlich veraltet waren. Er seufzte dankbar: offensichtlich würde er keine Anpassungsprobleme haben, und wenn er sein Geld gut verwaltete, würde er hier fast so angenehm wie in London leben können. Er wartete, daß jemand zur Bedienung herbeieilte – offenbar hielt man nichts von Hast in diesen Breiten –, als John Sommers, der Kapitän des Schiffes, mit dem er gekommen war, zu ihm trat. Er war ein Hüne von Mann, dunkelhaarig, die Haut von der Sonne verbrannt wie Schuhleder, der gern mit seinen Fähigkeiten als tüchtiger Trinker, Frauenheld und ausdauernder Spieler prahlte, sei es mit Karten, sei es mit Würfeln. Sie waren gute Freunde geworden, und das Spiel hatte sie in den vielen langen Nächten auf hoher See unterhalten und an den stürmischen, eisigen Tagen, als sie das Kap Horn im Süden der Welt umschifften. John Sommers wurde von einem bleichen Mann mit

gutgeschnittenem Bart begleitet, der von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet war und den er als seinen Bruder Jeremy vorstellte. Es würde schwerfallen, zwei verschiedenartigere Menschentypen zu finden. John wirkte wie das Urbild von Kraft und Gesundheit, freimütig, lärmig, liebenswert, während sein Bruder aussah wie ein in ewigem Winter gefangenes Gespenst. Er war einer jener Menschen, die niemals ganz anwesend sind und an die man sich nur schwer erinnert, weil ihnen feste Konturen fehlen, dachte Jacob Todd. Ohne eine Einladung abzuwarten, setzten sich beide an seinen Tisch mit der Ungezwungenheit von Landsleuten auf fremder Erde. Endlich erschien nun eine Kellnerin, und Kapitän John Sommers ließ eine Flasche Whisky kommen, während sein Bruder Tee bestellte in dem Kauderwelsch, das die Briten erfunden haben, um sich mit der Dienerschaft zu verständigen.

»Wie stehen die Dinge zu Hause?« fragte Jeremy. Er sprach leise, fast murmelnd, kaum die Lippen bewegend und mit einem etwas gekünstelten Akzent.

»Seit dreihundert Jahren passiert nichts in England«, sagte der Kapitän.

»Entschuldigen Sie meine Neugier, Mr. Todd, aber ich sah Sie das Hotel betreten und konnte nicht umhin, Ihr Gepäck zu bemerken. Mir schien, da waren mehrere Kisten mit der Aufschrift ›Bibeln‹ dabei ... Habe ich mich geirrt?« fragte Jeremy Sommers.

»Es sind tatsächlich Bibeln.«

»Niemand hat uns mitgeteilt, daß uns noch ein Pastor geschickt würde ...«

»Da sind wir drei Monate zusammen gesegelt, und ich habe nicht gemerkt, daß Sie ein Pastor sind, Mr. Todd!« polterte der Kapitän.

»Das bin ich in Wirklichkeit auch nicht«, erwiderte Jacob Todd und verbarg seine Verlegenheit hinter einer Rauchwolke aus seiner Zigarette.

»Ein Missionar also. Sie wollen nach Feuerland, nehme ich an. Die patagonischen Indios sind bereit für die Evangelisierung. Die Araukaner vergessen Sie besser, guter Mann, die haben die Katholiken schon für sich eingefangen«, sagte Jeremy Sommers.

»Da kann doch nur noch eine Handvoll Araukaner übrig sein. Die Burschen haben den Drang, sich massakrieren zu lassen«, fügte sein Bruder hinzu.

»Sie waren die wildesten Indios von ganz Amerika, Mr. Todd. Die meisten starben im Kampf gegen die Spanier. Sie waren Kannibalen.«

»Schnitten sich Stücke aus den lebenden Gefangenen: sie hatten ihr Mittagessen gern frisch«, erklärte der Kapitän. »Und das würden Sie und ich genauso machen, wenn uns einer die Familie umbringt, das Dorf verbrennt und das Land raubt.«

»Vortrefflich, John, jetzt verteidigst du schon den Kannibalismus!« erwiderte sein Bruder unwillig. »Auf jeden Fall, Mr. Todd, muß ich Sie warnen, kommen Sie nicht den Katholiken ins Gehege. Wir dürfen die Einheimischen nicht provozieren. Diese Leute sind sehr abergläubisch.«

»Der fremde Glaube ist Aberglaube, Mr. Todd. Der unsere heißt Religion. Die Indios von Feuerland, die Patagonier, unterscheiden sich beträchtlich von den Araukanern.«

»Genau die gleichen Wilden. Leben nackt in einem fürchterlichen Klima«, sagte Jeremy.

»Bringen Sie ihnen Ihre Religion, Mr. Todd, vielleicht lernen sie wenigstens Hosen zu tragen«, bemerkte der Kapitän.

Todd hatte noch nie von jenen Indios gehört, und etwas zu predigen, woran er selbst nicht glaubte, war das letzte, was er wollte, aber er getraute sich nicht, ihnen zu gestehen, daß seine Reise das Ergebnis einer Besäufniswette war. Er antwortete ausweichend, er gedenke eine missionarische Expedition auszurüsten, müsse aber erst noch entscheiden, wie die zu finanzieren sei.

»Hätte ich gewußt, daß Sie unterwegs sind, um diesen guten Leutchen die Absichten eines tyrannischen Gottes zu predigen, dann hätte ich Sie mitten im Atlantik über Bord geworfen, Mr. Todd.«

Sie wurden von der Kellnerin unterbrochen, die den Whisky und den Tee brachte. Sie war ein blühendes junges Mädchen und steckte in einem schwarzen Kleid, Häubchen und Schürze waren weiß und gestärkt. Als sie sich mit dem Tablett vorbeugte, verbreitete sich ein verwirrender Duft nach zerriebenen Blumen und Kohleplättchen. Jacob Todd hatte in den letzten Monaten keine Frau zu Gesicht bekommen und starrte sie an mit einem würgenden Gefühl der Verlassenheit. John Sommers wartete, bis sich das Mädchen zurückgezogen hatte.

»Vorsicht, Mann, die Chileninnen sind gefährlich«, sagte er.

»Kann ich mir nicht vorstellen. Sie sind klein, haben breite Hüften und eine unangenehme Stimme«, erklärte Jeremy Sommers, seine Teetasse balancierend.

»Die Matrosen desertieren ihretwegen!« rief der Kapitän.

»Ich gebe zu, mit Frauen kenne ich mich nicht so aus. Dafür habe ich keine Zeit. Ich muß mich um meine Geschäfte kümmern und um unsere Schwester, hast du das vergessen?«

»Nicht einen Augenblick, du erinnerst mich ja ständig dran. Sehen Sie, Mr. Todd, ich bin das schwarze Schaf der Familie, ein Windhund. Wenn der gute Jeremy nicht wäre ...«

»Das Mädchen scheint Spanierin zu sein«, unterbrach ihn Jacob Todd, der ihr mit den Blicken gefolgt war, während sie jetzt einen anderen Tisch bediente. »Ich habe zwei Monate in Madrid gelebt und viele Frauen wie sie gesehen.«

»Hier sind alle Mestizen, die oberen Klassen eingeschlossen. Sie geben es natürlich nicht zu. Das Indioblut wird verheimlicht wie eine Seuche. Ich kann sie deswegen nicht tadeln, die Indios haben den Ruf, schmutzig, trunksüchtig und faul zu sein. Die Regierung versucht, die Rasse zu verbessern, indem sie europäische Einwanderer hereinholt. Im Süden schenken sie den Siedlern Land.«

»Das ist ihr Lieblingssport: Indios umbringen, damit sie ihr Land einstreichen können.«

»Du übertreibst, John.«

»Man muß sie nicht unbedingt immer mit einer Kugel beseitigen, es genügt auch, sie zu Trinkern zu machen. Aber umbringen ist viel vergnüglicher, versteht sich. Immerhin nehmen wir Briten nicht teil an diesem Zeitvertreib, Mr. Todd. Uns interessiert das Land nicht. Wozu Kartoffeln anpflanzen, wenn wir unser Glück machen können, ohne die Handschuhe auszuziehen?«

»Hier fehlt es nicht an Möglichkeiten für einen unternehmungslustigen Mann. In diesem Land liegt alles bereit, man braucht es sich nur nehmen.

Wenn Sie reüssieren wollen, gehen Sie in den Norden. Dort gibt es Silber, Kupfer, Salpeter, Guano ...«

»Guano?«

»Vogelscheiße«, erklärte der Seemann.

»Von alldem verstehe ich nichts, Mr. Sommers.«

»Ein Vermögen zu machen interessiert Mr. Todd nicht, Jeremy. Seine Sache ist der christliche Glaube, nicht wahr?«

»Die protestantische Kolonie ist zahlreich und wohlhabend, sie wird Ihnen helfen. Kommen Sie morgen in mein Haus. Mittwochs gibt meine Schwester Rose immer eine musikalische Gesellschaft, das ist eine gute Gelegenheit, Bekanntschaften zu schließen. Meine Kutsche wird Sie um fünf Uhr nachmittags abholen. Sie werden sich angenehm unterhalten«, sagte Jeremy und verabschiedete sich.

Am folgenden Tag, erfrischt von einer traumlosen Nacht und einem langen Bad, um all das Salz loszuwerden, das ihm noch in der verborgensten Falte klebte, aber immer noch mit dem schwankenden Gang, den er sich auf dem Schiff angewöhnt hatte, ging Jacob Todd aus, um durch den Hafen zu spazieren. Er schritt ohne Eile durch die Hauptstraße, die parallel zum Meer verlief und dem Ufer so nah, daß die Wellen sie besprühten, trank ein paar Glas in einem Café und aß in einem Gasthaus am Markt. Er hatte England an einem frostigen Februartag verlassen, und nachdem er eine endlose Wüste aus Wasser und Sternen überquert hatte, auf der er sich sogar beim Nachzählen seiner verflorenen Liebschaften verhedderte, war er auf der südlichen Halbkugel in den Beginn eines weiteren, erbarmungslosen Winters geraten. Er war vor seiner Abreise überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, sich nach dem Klima zu erkundigen. Chile hatte er sich heiß und feucht wie Indien vorgestellt, denn so, glaubte er, seien nun einmal die Länder der Armen, und nun sah er sich einem eisigen Wind ausgeliefert, der ihn bis auf die Knochen durchdrang und Wolken von Sand und Unrat aufwirbelte. Er verirrte sich mehrmals in gewundenen Straßen, ging zurück und ging abermals zurück, um wieder dort zu landen, wo er angefangen hatte. Er stieg von endlosen Treppen geplagte Gassen hinauf, die von absurden, im Nirgendwo hängenden Häusern gesäumt waren, und war

diskret bemüht, nicht durch die Fenster in fremde Häuslichkeiten zu spähen. Er stieß auf romantische, europäisch anmutende, von Laubengängen umgebene Plätze, wo Militärkapellen Musik für müßige Milchmädchen und ähnliche Verliebte spielten, und lief durch bescheidene, von Eseln niedergetrampelte Grünanlagen. Am Rande der Hauptstraßen wuchsen prächtige Bäume, genährt von den übelriechenden Wässern, die offen von den Hügeln herunterrannen. Im Geschäftsviertel war die Gegenwart der Briten so augenscheinlich, daß man meinte, die Luft anderer Breiten zu atmen. Die Aufschriften an verschiedenen Läden waren englisch, und die vorübergehenden britischen Landsleute waren gekleidet wie in London und trugen sogar die gleichen Leichenbestatterschirme. Kaum entfernte er sich aber von den Straßen des Zentrums, als die Armut mit der Wucht eines Faustschlages auf ihn eindrang; die Menschen wirkten matt und unterernährt, er sah Soldaten in fadenscheinigen Uniformen und Bettler an den Kirchentüren. Um zwölf Uhr mittags fingen auf allen Kirchtürmen die Glocken gleichzeitig zu läuten an, und augenblicklich verstummte der Lärm, die Leute blieben stehen, die Männer nahmen den Hut ab, die wenigen Frauen knieten nieder, und alle bekreuzigten sich. Das Bild stand zwölf Glockenschläge lang still, dann belebte sich die Straße wieder wie zuvor.

Die Engländer

Die Kutsche der Sommers fuhr mit einer halben Stunde Verspätung beim Hotel vor. Der Kutscher hatte reichlich Alkohol geladen, aber Jacob Todd konnte nicht wählerisch sein. Sie fuhren in Richtung Süden. Es hatte ein paar Stunden geregnet, und die Straßen waren an einigen Stellen fast unpassierbar geworden, wo sich unter Pfützen und Schlamm verhängnisvolle Löcher verbargen, groß genug, ein unachtsames Pferd zu schlucken. Am Rand der Straße warteten Kinder mit Ochsespannen, bereit, im Morast steckengebliebene Kutschen für eine Kupfermünze herauszuziehen, aber trotz seiner Säuferkurzsichtigkeit schaffte es der Kutscher, alle Fallen zu vermeiden, und schließlich fuhren sie eine Anhöhe hinauf. Als sie auf dem Cerro Alegre ankamen, wo die meisten Angehörigen der Ausländerkolonie wohnten, änderte sich das Aussehen der Stadt schlagartig, und die ärmlichen Hütten und elenden Mietshäuser blieben unten zurück. Der Kutscher hielt vor einem Landhaus von beträchtlichen Ausmaßen, aber peinlich häßlichem Aussehen, eine Mißgeburt voller präntiöser Türmchen und nutzloser Treppen, in das unebene Gelände gepflanzt und von so vielen Fackeln beleuchtet, daß die Nacht zurückgewichen war. Ein Indiodiener in einer Livree, die ihm zu groß war, öffnete Jacob Todd die Tür, nahm seinen Mantel und Hut entgegen und führte ihn in einen weiträumigen Saal, der mit edlen Möbeln und ein wenig theatralischen Vorhängen aus grünem Samt ausgestattet und mit allem möglichen Zierat überladen war, ohne einen Zentimeter Weiß, an dem sich das Auge hätte erholen können. Er nahm an, daß in Chile wie in Europa eine nackte Wand als Zeichen der Armut angesehen wurde, und erkannte seinen Irrtum erst sehr viel später, als er die nüchternen Häuser der Chilenen besuchte. Die Gemälde hingen leicht nach vorn geneigt, damit man sie von unten besser würdigen konnte, und der Blick verlor sich im Halbdunkel der hohen Decke. Der große Kamin mit seinen dicken Holzscheiten und mehrere Kohlebecken verbreiteten eine ungleichmäßige Hitze, in der die Füße kalt blieben und der Kopf fiebrig heiß wurde. Es gab ein gutes Dutzend nach europäischer Mode gekleidete

Personen in dem Raum und mehrere Mädchen in Dienstbotenkleidung, die mit Tablett hergingen. Jeremy und John kamen heran, um ihn zu begrüßen.

»Ich möchte Sie meiner Schwester Rose vorstellen«, sagte Jeremy und führte ihn zum hinteren Teil des Saales. Und da sah Jacob Todd neben dem Kamin die Frau sitzen, die den Frieden seiner Seele zunichte machen sollte. Rose Sommers bezauberte ihn augenblicklich, nicht so sehr, weil sie schön, sondern weil sie selbstsicher und fröhlich war. Sie hatte nichts von der etwas grob geratenen überschäumenden Lebenskraft des Kapitäns und nichts von der langweiligen Feierlichkeit ihres Bruders Jeremy, sie war eine Frau, in deren Augen es sprühte, als wäre sie jederzeit bereit, in ein reizendes Lachen auszubrechen. Und wenn sie lachte, erschien um ihre Augwinkel ein Netz feiner Fältchen, und es war gerade das, was Jacob Todd am meisten anzog. Ihr Alter vermochte er nicht einzuschätzen, zwischen zwanzig und dreißig vermutlich, aber er nahm an, daß sie in zehn Jahren noch genauso aussehen werde, sie war schlank und rank und hatte die Haltung einer Königin. Sie war hinreißend in pfirsichfarbenen Taft gekleidet und trug keinen Schmuck außer einem Paar schlichter Korallenohrringe. Die elementarste Höflichkeit gebot, daß er sich darauf beschränkte, den Handkuß nur vorzutäuschen, aber inzwischen war sein Verstand hinreichend verwirrt, und ohne zu begreifen, was er tat, vollbrachten seine Lippen einen kräftigen Kuß. So unpassend war diese Begrüßung, daß beide einen endlosen Augenblick lang in Unschlüssigkeit verharrten – er hielt ihre Hand fest, als hätte er einen Degen gepackt, sie betrachtete das bißchen Spucke, wagte aber nicht, es abzuwischen, um den Gast nicht zu beleidigen –, bis ein kleines, wie eine Prinzessin gekleidetes Mädchen die Szene unterbrach. Todd kam zu sich, und als er sich aufrichtete, nahm er eben noch ein spöttisches Grinsen von einem Bruder Sommers zum anderen wahr. Bemüht, sich nichts anmerken zu lassen, wandte er sich mit übertriebener Aufmerksamkeit dem Kind zu, fest entschlossen, es für sich zu gewinnen.

»Das ist Eliza, unser Schützling«, sagte Jeremy Sommers.

Jacob Todd beging seinen zweiten Schnitzer. »Was soll das heißen, Schützling?« fragte er.

»Das heißt, ich gehöre nicht zu dieser Familie«, erklärte Eliza geduldig in einem Ton, als spräche sie zu einem Trottel.

»Nein?«

»Wenn ich mich schlecht benehme, schicken sie mich zu den papistischen Nonnen.«

»Was sagst du da, Eliza! Beachten Sie das nicht, Mr. Todd. Kindern fallen oft die seltsamsten Dinge ein. Selbstverständlich gehört Eliza zu unserer Familie«, mischte Rose sich ein und erhob sich.

Eliza hatte den Tag bei Mama Fresia verbracht und ihr beim Kochen geholfen. Die Küche lag im Patio, aber Miss Rose hatte sie durch einen überdachten Gang mit dem Haus verbinden lassen, um die Peinlichkeit zu vermeiden, daß die Gerichte etwa kalt oder von Taubendreck bespritzt auf den Tisch kämen. Dieser von Fett und Ruß geschwärzte Raum war das unumstrittene Reich Mama Fresias. Katzen, Hunde, Gänse und Hühner spazierten nach Lust und Laune über den ungewachsenen Steinfußboden; hier verbrachte die Ziege, die Eliza genährt hatte, wiederkäuend den Winter, und wenn sie auch schon sehr alt war, wagte niemand sie zu schlachten, denn das wäre gewesen, als ermordete man eine Mutter. Das Kind liebte den Geruch aus den Backtrögen, wenn der Sauerteig unter Seufzen den geheimnisvollen Vorgang des Treibens verrichtet; es liebte das Aroma von karamelisiertem Zucker, wenn er zur Verzierung von Torten geschlagen wird, und den Duft von Schokolade, wenn sie sich in der Milch auflöst. An den Gesellschaftsmittwochen traten die Mucamas in Tätigkeit, zwei halbwüchsige Indias, die mit im Haus wohnten und für ihr Essen arbeiteten. Sie polierten das Silber, bügelten die Tischdecken und zauberten Glanz auf das Kristall. Am Mittag wurde der Kutscher zur Konditorei geschickt, um Süßigkeiten zu kaufen, deren Rezepte eifersüchtig gehütet wurden, seit die Kolonie bestand. Mama Fresia nutzte die Gelegenheit und hängte an das Geschirr der Pferde eine lederne Flasche mit frischer Milch, die sich bei dem Trab hin und zurück in Butter verwandelte.

Um drei Uhr nachmittags rief Miss Rose Eliza in ihr Zimmer, wo der Kutscher und der Diener eine auf Löwenfüßen stehende bronzene Badewanne aufgestellt hatten, die die Mucamas mit einem Laken auslegten und mit

heißem, mit Minze und Rosmarinblättern parfümiertem Wasser füllten. Rose planschte mit Eliza in der Wanne, als wäre sie selbst noch ein Kind, bis das Wasser zu kühl wurde und die Dienstmädchen wiederkamen, die Arme mit Kleidungsstücken beladen, um ihnen beim Ankleiden zu helfen: Strümpfe anziehen, Unterhosen, die bis zum Knie reichten, ein Batisthemd, dann ein kurzer Unterrock, über den Hüften gepolstert, um die Schlankheit der Taille zu betonen, darüber drei gestärkte Unterröcke und schließlich das Kleid, das den Körper völlig einhüllte und nur den Kopf und die Hände freiließe. Miss Rose trug außerdem ein steifes Korsett aus Fischbein, das so eng war, daß sie weder tief atmen noch die Arme über Schulterhöhe heben konnte, sie konnte sich auch nicht allein anziehen oder sich bücken, weil dann die Fischbeinstäbe brechen und sich ihr wie Nadeln ins Fleisch bohren würden. Dieses Bad war übrigens das einzige in der Woche, eine Zeremonie vergleichbar nur der Haarwäsche am Samstag, die jeder Vorwand umstoßen konnte, weil sie als gefährlich für die Gesundheit angesehen wurde. An den anderen Wochentagen benutzte Miss Rose Seife mit Vorsicht, sie zog es vor, sich mit einem mit Milch getränkten Schwamm abzureiben und sich mit einem Eau de toilette zu erfrischen, das mit Vanille parfümiert war und das sich, wie sie gehört hatte, seit den Tagen der Madame Pompadour in Frankreich unverminderter Beliebtheit erfreute; Eliza hätte sie mit geschlossenen Augen aus einer Menschenmenge herausgefunden, weil sie so schön nach Dessert duftete. Auch als sie die dreißig überschritten hatte, behielt sie noch diese zarte, durchsichtige Haut, wie viele junge Engländerinnen sie haben, bevor sie im Licht der Welt und unter der eigenen Arroganz zu Pergament wird. Sie pflegte ihre Erscheinung mit Rosenwasser und Zitrone, um die Haut aufzuhellen, verwendete Hamamelissalbe, um sie geschmeidig zu machen, Kamille, um den Haaren Glanz zu geben, und eine Auswahl von exotischen Balsamen und Lotionen, die Bruder John ihr aus dem Fernen Osten mitgebracht hatte, wo die schönsten Frauen der Welt lebten, wie er sagte. Sie erfand Kleider, zu denen sie sich von den Modezeitschriften aus London anregen ließ, und schneiderte sie selbst in ihrem Nähstübchen; mit Intuition und Witz veränderte sie ihre Kleidung mit immer denselben Bändern, Blumen und Federn, die ihr jahrelang dienten,

ohne veraltet zu wirken. Sie benutzte keinen schwarzen Umhang, wenn sie ausging, wie die Chileninnen es tun, eine Sitte, die sie für eine Verirrung hielt, sie zog ihr kurzes Cape und ihre Sammlung von Hüten vor, obwohl sie auf der Straße angesehen wurde, als wäre sie eine Halbweltdame.

Entzückt, ein neues Gesicht auf der allwöchentlichen Gesellschaft zu sehen, verzieh Miss Rose den unverschämten Kuß, nahm Jacob Todds Arm und führte ihn zu einem runden Tisch, der in einer Ecke des Saales stand. Sie ließ ihn zwischen verschiedenen alkoholischen Getränken wählen und bestand darauf, er müsse ihren Mistela kosten, ein eigenartiges Gebräu aus Branntwein, Zimt und Zucker, das zu schlucken er sich außerstande sah, weshalb er es heimlich in einen Blumentopf kippte. Dann stellte sie ihn den übrigen Gästen vor: Mr. Applegren, Möbelfabrikant, begleitet von seiner Tochter, einem farblosen, schüchternen jungen Ding; Madame Colbert, Leiterin einer englischen Mädchenschule; Mr. Ebeling, Besitzer des besten Geschäfts für Herrenhüte, und seine Gattin, die sich auf Todd stürzte und ihn dringlich um Nachrichten von der englischen königlichen Familie bat, als handelte es sich um ihre Verwandten. Er lernte auch die Chirurgen Page und Poett kennen.

»Die Ärzte arbeiten mit Chloroform!« klärte Miss Rose ihn bewundernd auf.

»Hier ist das noch eine Neuheit, aber in Europa hat das Chloroform die medizinische Praxis revolutioniert«, erläuterte einer der Chirurgen.

»Soviel ich weiß, wendet man es in England regelmäßig bei der Geburtshilfe an. Hat man es nicht auch bei Königin Viktoria benutzt?« fragte Todd, nur um etwas zu sagen, denn er hatte von dem Thema keine Ahnung.

»Hier sträuben sich die Katholiken heftig dagegen. Der biblische Fluch, der über der Frau hängt, heißt unter Schmerzen gebären, Mr. Todd.«

»Finden Sie das nicht ungerecht, meine Herren? Der Fluch des Mannes ist es, im Schweiß seines Angesichts zu arbeiten, aber in diesem Salon, da braucht man gar nicht weit zu gehen, verdienen sich die Herren ihren Lebensunterhalt mit dem Schweiß anderer«, entgegnete Miss Rose und errötete tief.